Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 40 (1964-1965)

Heft: 8

Artikel: Wilhelm Tell? Nie gehört! : Gedanken über Nationale Erziehung in der Gegenwart

Autor: Müller-Guggenbühl, Fritz

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1074391

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Is that William Tell?»
Karikatur aus dem Simplizissimus 1924

Wilhelm TELL? Nie gehört!

Gedanken über Nationale Erziehung in der Gegenwart

Von Dr. Fritz Müller-Guggenbühl

Im Zürcher Schauspielhaus fanden vorletzten Winter wie fast jedes Jahr Schüleraufführungen von Schillers «Wilhelm Tell» statt. Zum erstenmal seit vielen Jahren wurde dabei eine Szene, die man bis anhin stets gestrichen hatte, auf die Bühne gebracht, jene Begegnung im 5. Aufzug nämlich, wo Tell dem Mörder König Albrechts gegenüber tritt: «Darfst du der Ehrsucht blutge Schuld vermengen – Mit der gerechten Notwehr eines Vaters?»

Daß ein Regisseur das Bedürfnis hat, diese Szene, in welcher Tell seine Tat rechtfertigt, wieder auf die Bretter zu bringen, ist außerordentlich typisch. Solange die Gestalt Wilhelm Tells als Nationalheld lebendig ist, solange sich in ihr der schweizerische Unabhängigkeitswillen zusammenballt, steht seine Tat jenseits von Gut und Böse. Kein Mensch hat das Bedürfnis zu betonen, Tell sei dann etwa kein gemeiner Meuchelmörder, sondern ein freiheitshungriger Tyrannentöter gewesen.

Die Tatsache, daß die Rechtfertigungsszene gegenwärtig gespielt werden kann oder vielleicht sogar gespielt werden muß, zeigt, daß viele Schweizer Wilhelm Tell verloren haben. Er ist zwar noch immer eine beliebte Gestalt der Jugendliteratur; aber ist er noch unser Nationalheld? Der Tell-Mythos scheint leer geworden. Es wäre kaum denkbar, daß ein zeitgenössischer Schweizer Maler einen Tell gestalten könnte, wie Hodler ihn gemalt hat: aus dem Nichts hervortretend, gewaltig und beschwörend. Die meisten der modernen Tell-Gestaltungen sind eher Tell-Verunstaltungen. Der Nationalheld läuft Gefahr, zum Fastnachtsbööggen zu werden. Die Karikatur des Simplizissimus aus dem Jahr 1924, die

im Titelkopf wiedergegeben ist, scheint nicht weit davon entfernt, unsere eigene Situation zu kennzeichnen.

«Muss ich das hören und aus deinem Munde?»

Als Max Frisch vor einigen Jahren den Literaturpreis der Stadt Zürich erhielt, gab er in seiner Dank-Ansprache dem Begriff «zersetzend» eine kühne Drehung ins Positive: er legte dar, daß der moderne Schriftsteller das Bedürfnis habe, Verhocktes und Erstarrtes zu zersetzen, um Raum zu schaffen für das Jugendliche und Neue.

Man kann es auch so sagen. Nur: der vaterländisch besorgte Beobachter kommt nicht los vom Gefühl, daß mancher heutige Schriftsteller sich dem ersten Teil der Doppelaufgabe, dem Zersetzen, mit sehr viel mehr Hingabe widme, als dem schwierigeren zweiten, dem Aufbau des Neuen. «Abwärts froh den Blick gewandt», scheint das Motto vieler schreibender Landsleute der jungen Generation zu sein.

Niemand findet, es sei richtig, wenn der Bürger sich damit begnügt, alle staatlichen Formen in ehrfurchtsvollem Staunen kritiklos zu bejahen. Wache Kritik und Widerspruchsgeist gehören zur Demokratie. Die Grundlage aller Opposition aber muß die Liebe zur Sache sein. Ohne Vaterlandsliebe wird die Kritik an den staatlichen Formen zur sinnlosen Auflösung und Zerstörung.

Allein schon die Gestalt Wilhelm Tells bietet ein ganzes Repertoire von Beispielen für die Zersetzung vertrauter Vorstellungen. Aus dem Radio dudelt es: «Papa Tell, Papa Tell, war ein großer Held.» In einem Basler Verlag ist ein banales Helgenbüchlein erschienen, das die Tell-Geschichte kindertümelnd karikaturistisch wiedergibt (Aliki: Wilhelm Tell, Pharos-Verlag).

Die Expo hat zwar auf die Darstellung Tells nicht verzichtet, aber auch in Lausanne wurde die Tell-Geschichte in der zwar ansprechenden, aber doch verharmlosenden Form von Kinderzeichnungen und Kinderberichten zur Darstellung gebracht: «Nachdem Tell das Ufer erklettert hatte, begab er sich in die Hohle Gasse, denn er wußte, daß Gessler hier vorbeikommen mußte. Als der Vogt daherkam, setzte Tell seinem Leben durch einen wohlgezielten Schuß das verdiente Ende.»

Die Auflösung der nationalen Symbole bleibt natürlich nicht auf Wilhelm Tell beschränkt. Das Vaterland als Ganzes ist für sehr viele Zeitgenossen längst nicht mehr die «schönste Ros». Ein Berner Cabaret wählte als Titel für sein Programm eine abgewandelte Zeile unserer ehemaligen Nationalhymne und kalauerte: «. . . wie sie Hans Jakob sah.» Das ist, mit Verlaub, Schindluderei.

Von einem unserer begabten und anerkannten Lyriker stammen die Verse:

Landeshymne: Man nehme
eine gut mit Gott durchzogene
Urgroßente,
eine Dolchspitze Hauswurz,
ein vollgerüttelt Maß Schmalz
zu Schaum geschlagen
und gebe das Ganze
durch den Wolf eines Männerchors.

Gewiß, der Schweizer hat sich stets gegen aufdringliches nationales Pathos gewehrt. «Trittst im Morgenrock daher» und «Heil dir, Helvetia, Braatwurscht und Servila» sind altbekannte Reaktionen auf ein als übersteigert empfundenes National-Pathos. Aber diese Reaktionen sind gutmütig primitiv. Die neue Zersetzungswelle ist viel raffinierter; sie ist literarisch hochgezüchtet und darum gefährlich.

Die Zersetzung des Nationalgefühls ist natürlich nicht nur eine schweizerische Erscheinung. Umso mehr gelten sinngemäß auch für uns die Verse:

Si vous voulez twister . . . Eh bien,
twistez à l'aise!
Mais ne profanez pas, enfants,
la Marseillaise!

Doch «mit eitler Rede wird hier nichts geschafft». Es ist selbstverständlich leichter, die Auflösungserscheinungen zu beschreiben als Vorschläge zu machen, wie die Heimatverbundenheit der Heranwachsenden gemehrt werden kann.

Von den Institutionen, welche sich für die nationale Erziehung mitverantwortlich fühlen müssen, greifen wir zwei heraus: die Schule und die Armee.

«Ich bin ein Fremdling nur in diesem Hause — Ja leider bist Du's»

Daß der Nationalismus («Am deutschen Wesen soll die Welt genesen», «Right or wrong, my country!», «la gloire de la France») gegenwärtig antiquiert wirkt und nicht hoch im Kurse steht, will nicht

heißen, all jene Bemühungen, die man als «Nationale Erziehung» bezeichnet, seien veraltet. Wenn wir von nationaler Erziehung reden, denken wir nämlich nicht in erster Linie an St. Jakob oder an Winkelrieds Heldenbrust, wir denken an das Ernstnehmen der heimatlichen Erscheinungen auf allen Stufen des Unterrichts. Wir denken an die stets herzustellende geistige Beziehung des Vergangenen und Fernen zum Gegenwärtigen und Nahen.

Die Lehrpläne für die ersten Jahre der Primarschule stehen in den meisten Kantonen im Zeichen der Heimatkunde. Die Schule hilft dem Kind, Fuß zu fassen in der Welt der Erwachsenen, hilft ihm, seine Umgebung Schritt für Schritt und Kreis um Kreis zu erobern und besser zu verstehen: Quartier, Dorf, Talschaft, Kanton. Dann aber, mit dem sechsten Schuljahr etwa, bricht das Prinzip der Heimatkunde plötzlich ab, oder besser gesagt: es bricht nicht ab, es gleicht einem Strom, der sich in immer zahlreichere Arme trennt und schließlich versickert. Der Realunterricht fächert sich auf. Der Lehrplan fordert, daß man in neue Gebiete des Wissens weiterzieht. Und in der Regel ist dann auf jener Altersstufe, da der Schüler zu einer vertieften und reiferen Betrachtungsweise der Erscheinungen seiner engeren Heimat fähig wäre, von dieser Heimat nicht mehr die Rede.

Das ist schade. Der Unterricht aller Stufen muß sich bemühen, dem Schüler zu helfen, seine nächste Umgebung geistig zu durchdringen. Lokalgeschichtliche Fragestellungen beleben und vertiefen den Geschichtsunterricht aller Altersstufen. Stilkunde und Kunstgeschichte sind unvollständig, wenn sie über den großartigen Leistungen fremder Kulturen die vielleicht bescheideneren Bauwerke der engeren Heimat vergessen. Dem Geographie-Unterricht – auch in der Mittelschule – fehlt etwas, wenn er die Erscheinungen der engsten Heimat nicht miteinbezieht.

Wer sich für solche vermehrte Beschäftigung mit dem Heimatlichen einsetzt, tut dies nicht nur aus dem Bedürfnis heraus, seinem Vaterland zu dienen. Seiner Forderung liegt auch der Wunsch zu Grunde, die Bildung des ihm anvertrauten einzelnen Menschen zu vertiefen. Wir sind überzeugt davon, daß die Verwirklichung des Heimatprinzips ebenso sehr im Interesse des Einzelnen liegt wie im Interesse des Vaterlandes. Betonung des Heimatprinzips ist nämlich nichts anderes als das, was Pestalozzi meinte, wenn er «Anschauung» sagte.

Wem gehört diese Spur?

Von Willy Gamper

Ich fand sie irgendwo in den einsamen Wäldern des Oberlandes. Mitten auf einem schmalen Holzfällerpfad war sie in die Erde geprägt, gross — beinahe 8 Zentimeter lang — und rundlich, wie die Tatze eines kleinen Bären. Das auffälligste daran waren die überaus kräftigen Krallen. Diesmal musste ich mich nicht lange besinnen; solche Pranken hat in unserer heimischen Tierwelt nur einer: der Dachs.

Im Weitergehen fand ich Schnüffel- und Grabspuren. Gewiss hatte er da eine saftige Wegschnecke aufgestöbert, dort einen jungen Pilz aus der Erde geholt. Dachse fressen nämlich alles Geniessbare, von der Eichel bis zum jungen Hasen. Kein Wunder, dass sie gegen den Herbst hin einen ganz ansehnlichen Schmerbauch mit sich herumschleppen. Sie sind aber keine Winterschläfer, wie dies etwa behauptet wird. Ihre Spuren im Schnee beweisen, dass sie auch in der kalten Zeit ab und zu ihre Höhle verlassen.

Schade, dass man die drolligen Kerle nicht häufiger zu Gesicht bekommt. Nach den Fährten zu urteilen, sind sie nämlich in unseren Gegenden gar nicht so selten. Aber sie errichten ihre weitläufigen Erdburgen meist an abgelegenen Orten. Ausserdem gehen sie nur nachts auf Pirsch. Ich bin erst einmal einem lebenden Dachs begegnet, vor etlichen Jahren — im Zoo! Es war ein Erlebnis, neben all dem fremdländischen Getier Meister Grimbart persönlich kennenzulernen. Mit seinem silbergrauen Pelz und den weissen und schwarzen Streifen über Wangen und Stirn war er eine ausgesprochen schmucke Erscheinung. Weniger fein allerdings waren seine Tischmanieren. Das Obst, welches ich ihm zuwarf, traktierte er auf derbe Art zunächst mit seinen Krallen, bevor er es laut schmatzend verspeiste.

Anschauung ist weit mehr als optische Anschaubarkeit. Anschauung ist Erfahrung, ist Erlebnis, ist innere Beziehung zu einer Sache. Anschauung bedeutet, daß der Bildungsgegenstand den Menschen wirklich etwas angeht, daß er ihn in tieferen Schichten als den nur verstandesmäßigen erfaßt. Wenn wir die uns nahestehenden, erlebbaren Erscheinungen der Heimat im Unterricht berücksichtigen, ist dies der Fall.

«Die Nacht weicht langsam aus den Tälern»

Man ist versucht, diese Worte Walter Fürsts wie ein Sinnbild für den gegenwärtigen Stand unserer eigentlichen staatsbürgerlichen Erziehung zu verwenden.

«Darum ist die Beschwerde sehr ernst zu nehmen, daß gerade der Gymnasiast und der Akademiker dem Politischen nicht nur gleichgültig, sondern geradezu ablehnend gegenüberstehe. Wenn sie zutrifft – und sie trifft zu –, dann begeht das Gymnasium ganz sicher einen Fehler und unterläßt Wesentliches in der Erfüllung seiner Aufgabe.»

Diese Sätze stammen von Leuten, die es wissen müssen und denen man Schulfeindlichkeit kaum vorwerfen kann, von der Studienkommission der Konferenz schweizerischer Gymnasialdirektoren. Sie stehen im 1948 erschienenen Bericht «Gegenwartsfragen des Gymnasiums».

Der Feststellung von 1948 sind ähnliche Feststellungen vorausgegangen und gefolgt. 1915 schon reichte der Zürcher Oskar Wettstein im Ständerat eine Motion ein, die den Bundesrat zu prüfen einlud, in welcher Weise der Bund die staatsbürgerliche Bildung und Erziehung der schweizerischen Jugend fördern könnte. Zehn Jahre später, 1925, wurde der Entwurf einer Vorlage, die der Bundesrat auf die Motion Wettstein hin ausgearbeitet hatte, von der Geschäftsliste gestrichen. Es bedurfte einer neuen Gefährdung der Schweiz, damit man sich wieder auf die Notwendigkeit der nationalen Erziehung besann. Das Fachkomitee «Mittelschule» der Landesausstellung 1939 versuchte durch eine Umfrage abzuklären, wie weit die staatsbürgerliche Schulung verwirklicht sei, wo ihre Aufgaben und Möglichkeiten liegen. In den Jahren nach dem Krieg sind zwar einzelne Vorstöße wiederum unternommen worden, aber von einer befriedigenden Lösung sind wir weit entfernt.

Die Haltung unserer Schulen der staatsbürgerlichen Erziehung gegenüber «entspricht ganz der sanften Gewohnheit des Menschen, der seine Löschvorschriften erst überprüft, wenn die Nachbarhäuser schon in Brand stehen», sagt Otto Woodtli in seinem Buch «Erziehung zur Demokratie».

Diese Haltung ist gegenwärtig besonders gefährlich. Um das darzulegen, müssen wir Woodtlis Vergleich noch erweitern: Die Form des Kampfes zwischen den Völkern ist längst nicht mehr allein die lohende Kriegsfackel, die ein Haus erfaßt und versengt, sondern ebensosehr die viel schwerer wahrnehmbare Wühlarbeit im Gemäuer, welche die Fundamente aushöhlt und das Gebäude in sich zusammenfallen läßt. Der Widerstand gegen diese Art Zerstörung ist weniger spektakulär. «Der Kriegstrommete mutiges Getön, der Heroldsruf, der zum Turniere ladet», dringt in diese Bezirke der Landesverteidigung nicht ein. Der Feuerwehrmann mit Helm und Axt ist eine heroische Gestalt; er entzündet unsere Phantasie; der Angestellte der Holzschutzfirma hingegen, welcher im Chalet den Holzbock bekämpft, ist eine bescheidene Hintergrundsfigur, und wir bemühen uns, ihn zu übersehen. In gleicher Weise neigen wir dazu, die mahnenden Stimmen, die einer aktiven Erziehung zur Demokratie das Wort reden, zu überhören.

Es wäre aber überheblich und sachlich unrichtig, wollte man den Eindruck erwecken, der Vernachlässigung des Politisch-Patriotischen an unseren Sekundar- und Mittelschulen liege Gedankenlosigkeit oder Desinteresse am Staate zugrunde. Das Bildungsziel unserer Mittelschule beruht auf dem weitgehend unpolitischen Menschenbild einer idealistischen und individualistischen Epoche. Dieses Menschenbild ist meiner Meinung nach nicht veraltet. Nach wie vor wünschen wir nicht die Verstaatlichung des Menschen, sondern die Vermenschlichung des Staates. Aber: Pädagogische Prinzipien fordern in vielen Fällen Ausgleichsmaßnahmen. Um der gegenwärtigen Interesselosigkeit vieler junger Leute an den Problemen der schweizerischen Gegenwart zu steuern, muß man fordern, das Heimatliche und das Politische deutlicher und bewußter in die Bildungsarbeit aller Schulstufen einzubeziehen.

Selbst wenn man der großen Gruppe jener Akademiker, die stolz darauf sind, als politische Analphabeten zu gelten, anständige Gründe für ihre Haltung zugestehen muß, möchte man sich mit den Worten eines Mannes an sie wenden, der sich selbst als «unpolitisch» bezeichnet hat, und der wahrlich nicht

im Verdacht steht, das Volkstümlich-Demokratische zu überschätzen. Thomas Mann schreibt: «Mein persönliches Bekenntnis zur Demokratie geht aus einer Einsicht hervor, die gewonnen sein wollte und meiner deutsch-bürgerlich-geistigen Herkunft und Erziehung ursprünglich fremd war: der Einsicht, daß das Politische und Soziale ein Teilgebiet des Menschlichen ausmacht, daß es der Totalität des humanen Problems angehört, vom Geiste in sie einzubeziehen ist, und daß diese Totalität eine gefährliche, die Kultur gefährdende Lücke aufweist, wenn es ihr an dem politischen, dem sozialen Element gebricht.»

Als am Anfang des 19. Jahrhunderts die Staatsschul-Idee in unserem Land Fuß faßte, hofften die Gründer, durch Schulung der Jugend den Bürgersinn zu mehren. Von der jungen Generation unserer Zeit wird die Bürgerpflicht, der Dienst am Vaterland, nicht mehr als die zentrale Aufgabe des Menschen erlebt (was nicht heißen will, daß sich in Zeiten der Gefährdung der Patriotismus nicht aufs neue entflammen ließe). Uns kommt die Erziehung zum Staatsbürger, welche am Anfang der Volksschul-Idee steht, als Teilauftrag vor, der eingeschlossen ist im größeren Gebot, dem Menschen zu helfen, all seine besonderen Kräfte und Begabungen zu entwickeln.

Wir stellen uns damit nicht in Gegensatz zu den Ideen der Volksschulgründer. Es ist lediglich eine Akzentverschiebung eingetreten. Im Hintergrund aller heutigen Bildungsbemühungen steht nicht nur die Hoffnung, sondern die Überzeugung, daß die Staatsform, welche der durch unsere Schule mitgeprägte Mensch sich zu erhalten wünscht, die Demokratie sein wird. Die Gewichte haben sich verlagert; die Grundlage ist dieselbe geblieben: der Glaube nämlich an die Würde des Menschen.

Die Welt wird kleiner mit jedem Tag. Wer nicht erkennen will, daß die ganze Menschheit zu einer Schicksalsgemeinschaft geworden ist, daß es den Menschen im schweizerischen Städtchen etwas angeht, wenn China hungert oder Laos streitet, treibt Vogelstraußpolitik. Die richtigen Konsequenzen liegen aber nicht darin, daß in unseren Bildungsbemühungen das Heimatprinzip überholt wäre. Im Gegenteil. Um Fremdes verstehen zu können, muß man zuerst das Eigene gedanklich durchdringen. Bildung gleicht wie Kunst einem Baum, dessen Krone zwar in das weltweite übernationale Reich des

Da musste ich lachen

Wir übersiedelten aus der Ostschweiz in ein bernisches Bauerndörfchen in der Nähe der deutsch-französischen Sprachgrenze. In einem Gespräch mit einem Ortsansässigen über die örtlichen Verhältnisse fragte ich ihn auch, ob man hier in der Berner Mundart auch französische Wörter gebrauche. Darauf schüttelte mein Gesprächspartner energisch seinen Kopf, nahm die Brissago aus dem Mund und meinte: «Jää nei, bim Donner nei! Mir rede hie gäng ganz es reins Bärndütsch. Ds angere wär de scho nid comm il fo!» *H. B.*

Geistes ragt, der seine Wurzeln aber in einem bestimmten Erdreich haben muß. Dieses Erdreich ist die Heimat.

«Sind alle (sanften) Mittel auch versucht?»

Man kann, hat jemand einst etwas überspitzt gesagt, nur lernen, was man schon weiß. Aller Unterricht bleibt wirkungslos und leere Wort-Drescherei, wenn der Schüler das Gebotene seinem vorhandenen geistigen Besitz nicht einordnen kann, wenn in seinem persönlichen Erfahrungs- oder Wissensbereich nicht Fäden vorhanden sind, an die er es anknüpfen kann.

Eine so zentrale Frage unseres staatsbürgerlichen Lebens etwa wie das Problem «der Schweizer als Bürger und als Soldat» läßt sich in der Schule zwar erörtern, packen wird sie den Schüler aber nicht; zum Teil deshalb nicht, weil die Behandlung seinen Erfahrungen um mehrere Jahre vorausgeht. In den freiwilligen staatsbürgerlichen Kursen sind die Voraussetzungen zur Besprechung solcher Fragen viel besser. Kurse haben aber den großen Nachteil, daß sie den Interesselosen, der die Auseinandersetzung mit den Fragen unseres Staatslebens besonders nötig hätte, nicht erfassen. Kommandierung zu staatsbürgerlichem Abendunterricht nach dem Vorbild der kommunistischen Länder ist uns ein Greuel. Was an Möglichkeiten bleibt, ist die Rekrutenschule.

Die nationale Erziehung in der Armee ist eines jener Probleme, das zwar zerredet aber nicht gelöst worden ist. Man hat so viel darüber geschrieben und gesprochen, daß man, obwohl wenig Fortschritte gemacht wurden, nichts mehr davon hören mag.

Auch im «Sektor Armee» fällt die Aufnahme des Tatbestandes leicht: in unseren militärischen Schulen und Wiederholungs-Kursen werden Zeit und Energie fast ausschließlich auf die handwerklich-technische Ausbildung an den Waffen und auf das Einexerzieren des Zusammenspiels verschiedener Kampfgruppen verwendet. Man hat das Gefühl, die Kriegsvorbereitungen der Armee gleichen gelegentlich jenen nicht selten anzutreffenden Unterrichtsvorbereitungen junger Lehrerinnen, welche mit Bienenfleiß Material herbeischaffen, welche für ihre Kinder ausschneiden und vorzeichnen und falten und vornähen und ob dieser handwerklichen Geschäftigkeit versäumen, den Unterrichtsstoff auf seinen Bildungsgehalt hin zu durchdenken.

Solche geistige Vorbereitung ist schwieriger als das Handwerklich-Technische; und genau so ist die Festigung der Verteidigungsbereitschaft des einzelnen Soldaten etwas Schwieriges. Man kann die auftretenden Probleme nicht auf zehn Zeiten bringen, bei ihrer Behandlung nicht wie zum Laufwechsel beim Maschinengewehr zählen. Ein System «Eins: sämtliche Gehirn-Klemmhebel lösen! Zwei: geistige Antennen auf den Referenten einstellen! Drei: Thema anvisieren! usw.» ist undenkbar. Ist einer, der es anders weiß, der rede!

Um den Schwierigkeiten auszuweichen, verfällt man darauf, darzutun, daß die geistige Landesverteidigung nicht Aufgabe der Armee sei. Unsere Soldaten, sagt man, sind Bürger im Wehrkleid; die Armee übernimmt die Verantwortung für die Wehrhaftigkeit; die staatsbürgerliche Erziehung ist Sache ziviler Kreise.

Eine solche Arbeitsteilung hinterläßt Unbehagen, denn die Trennung in eine Bedrohung von Außen und eine Bedrohung von Innen wird je länger je fragwürdiger. Moral und Kampfwille der Truppen sind genau so wesentlich wie das soldatische Können. Die innere Verteidigungsbereitschaft des Einzelnen und die technische Beherrschung der Waffen sind untrennbar miteinander verbunden. Sie sind die zwei Säulen, auf denen unsere Landesverteidigung ruht. Wenn eine schwach ist, fällt das Gebäude in sich zusammen.

Man wird deshalb, wenn man feststellt, daß die Armee, die doch für unsere Landesverteidigung verantwortlich ist, die eine Hälfte der Aufgabe, nämlich die Stärkung der vaterländischen Gesinnung, fast völlig abschiebt, den Gedanken an eine «Flucht ins Leichtere, ins Handwerkliche» nicht ganz los.

Selbstverständlich gibt es ausbildende Offiziere, welche die Aufgabe der geistigen Kriegsvorbereitung vorzüglich lösen. Der Tatsache, daß die Zeit nicht erlaubt, alle anderen Kommandanten auch noch für diese Aufgabe genügend zu schulen, könnte man vielleicht Rechnung tragen, indem man in den Rekrutenschulen geeignete Zivilpersonen beizieht, sei es zur Schulung der Offiziere, sei es zum direkten Kontakt mit den Rekruten. Die festgefügte und personell wohl ausgestattete Organisation der Pädagogischen Rekrutenprüfungen zum Beispiel stände dafür zur Verfügung.

Aber auch abgesehen von den persönlichen Voraussetzungen der Ausbildenden stellen sich der Pflege des Vaterländischen in der Armee Schwierig-

keiten entgegen: Geistige Landesverteidigung ist innerlich verbunden mit politischen Fragen aller Art. Parteipolitische und soziale Ressentiments verunmöglichen es darum manchem Soldaten, vorurteilslos zuzuhören.

Die Erfahrung der letzten Kriege weist zudem darauf hin, daß die Kampfbereitschaft des einzelnen Soldaten weniger von einer Ideologie abhängt, als von der kameradschaftlichen Atmosphäre in der überblickbaren Kampfgruppe. Mir scheint aber, daß auch solche Erfahrung die Armee nicht vom Versuch dispensiert, den Soldaten empfänglich zu machen für die Werte, für die er vielleicht in den Tod gehen muß.

Und was die Schwierigkeiten betrifft: wird uns nicht in der Armee mit Recht fortwährend eingehämmert, der Umstand, daß ein Auftrag schwierig zu erfüllen sei, dürfe uns nicht davon abhalten, ihn anzupacken? Vielleicht darf auch der Bürger sich einmal auf dieses Prinzip berufen und sagen: «Ihre Schwierigkeiten, Herr Oberst, interessieren mich nicht. Hier ist der Auftrag. Sie melden innert Jahresfrist, was Sie vorgekehrt haben!»

«Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft»

Über den Film im Pavillon «Wehrhafte Schweiz» der Expo 64 schreibt die Zeitschrift «Film und Radio»: «Ein solcher (guter) Film hätte auf jenes genrehafte Pathos eines patriotischen Kitsches verzichten können, mit dem dieser Armeefilm nun endet: die Fahne des Bundes und die Fahnen der Kantone flatternd über einem Ährenfeld. Das ist, bedenkt man es genau, eine irritierende Reminiszenz an eine Ideologie von Blut und Boden, die heute wohl das Dürftigste ist, das einem zur Begründung des Willens zur Armee in unserem Land einfallen kann.»

Ich bin nicht dieser Meinung. Selbstverständlich denkt niemand daran, die nebulösen Vorstellungen einer blutdampfenden Schollenverbundenheit, wie der Nationalsozialismus sie geschaffen hat, wieder zum Leben zu erwecken. Aber ebenso falsch wäre es, um einer Entartung willen, das Mythische, Irrationale, das in jedem Patriotismus liegt, zu leugnen.

Das vaterländische Leben eines Volkes ist keine mathematische Aufgabe, die sich mit Berechnung und kühler Logik lösen läßt. Ohne Mythos entartet die Demokratie zu einer Versicherungsgesellschaft

Als junger Bahnarbeiter im Rangierbahnhof Zürich musste ich oft mit meinem Kollegen K. im Hauptbahnhof schwere Laternen holen. Auf dem Rückweg wurden wir manchmal von Lokomotivführer M. auf einer einzelnen Loki mitgenommen.

Eines Tages befanden wir uns wieder einmal schwer beladen zwischen den Geleisen, als Kollege M. mit seiner Loki neben uns anhielt und uns einlud, bis ins Depot mitzufahren. Mir war es diesmal irgendwie nicht geheuer und deshalb rufe ich: «Nein danke, ich gehe heute lieber zu Fuss!» K. meinte, immer wieder den Kopf schüttelnd, ich sei wohl übergeschnappt. Trotz mehrmaligem Zureden aber war ich nicht umzustimmen. Und so fuhren denn die beiden allein ab.

Nachträglich konnte ich mich selbst nicht mehr verstehen, war doch die Last an jenem Tag besonders schwer, und die Hitze fast unerträglich.

Doch schon bald darauf dankte ich dem Himmel für die wunderbare Bewahrung: 300 Meter vor dem Depot lag die entgleiste, umgekippte Loki, darunter M. und K., beide — tot! S.

für bequemes Leben. Auch der Patriotismus der Schweizer beruht nicht in erster Linie, wie man uns gelegentlich weismachen will, auf einer verstandesmäßig bejahten Toleranz-Idee, sondern wurzelt in viel tieferen Schichten. Die Fahne ist das unmittelbarste Symbol für diese im Unterbewußten verankerten vaterländischen Gefühle. Warum soll ein Film, der unseren Wehrwillen zur Darstellung bringen möchte, nicht mit diesem Symbol enden?

In seiner Botschaft über geistige Landesverteidigung vom 9. November 1938 schreibt der Bundesrat: «Der schweizerische Gedanke ist nicht ein Produkt der Rasse, das heißt Fleisches, sondern das Werk des Geistes.» Der Satz steht gewiß zu Recht. Es besteht aber, so scheint mir, die Gefahr, daß man den Begriff «Geist» zu eng auffaßt. Geist schließt das Emotionale, das Sentimentale, das Gefühlsbetonte mit ein. Darum dürfen auch die Bemühungen um die nationale Erziehung an diese Kräfte der menschlichen Seele appellieren. Wer meint, die Vaterlandsverbundenheit allein mit statistisch-präzisen Angaben über den Lebensstandard oder mit klugabwägenden Ausführungen über das Ausmaß unseres demokratischen Mitspracherechts im Vergleich zum Ausland heben zu können, versachlicht ein Lebensgebiet, das in seinem innersten Wesen irrational ist.

Es ist eines der Verdienste der modernen Psychologie, mit aller Deutlichkeit aufgezeigt zu haben, daß der Mensch nicht ein aus Vernunftgründen handelndes Wesen ist. Nicht einmal im Bereich der Wirtschaft werden die Entscheidungen aus verstandesmäßig logischen Gründen getroffen. Wenn die amerikanische Außenpolitik Rückschläge erleidet, geht der Verkauf amerikanischer Konsumgüter in der Schweiz zurück, obwohl diese Waren nicht unvorteilhafter geworden sind.

Ich glaube, daß man diese Einsicht auf die Nationale Erziehung übertragen und das Bedürfnis des Staatsbürgers nach Symbolen, nach gefühlsintensiven Bildern anerkennen sollte. Das wird Spötter und Zyniker auf den Plan rufen. Es sei! Das überlegene Lächeln und auch den Vorwurf der Schulmeisterlichkeit nicht zu fürchten, ist ein Teil der Zivilcourage, die heutzutage jeder aufbringen muß, der sich für das Vaterländische einsetzt.

Verhindern läßt der Spott sich nicht. Mir scheint aber, man dürfte jenen Leuten, welche Vaterlandslieder verballhornen, welche Fahnen kitschig finden und das Symbol der Berge sentimental, ganz deutlich sagen: Daß euch die vaterländischen Symbole nichts sagen, ist eure Sache. Wenn ihrs nicht fühlt, ihr werdets nie erjagen. Aber habt wenigstens Anstand genug, diese Symbole nicht lächerlich zu machen vor jenen Schweizern, welche sich angesprochen fühlen. Liebe zu festlichen patriotischen Formen können wir von euch nicht verlangen, aber zeigt doch ein gewisses Maß von Ehrfurcht oder wenigstens von Respekt. Ein anständiger Mensch braucht, auch wenn er nicht christlich gesinnt ist, deswegen nicht gleich an die Kirchenmauer zu pissen.

Der Schwyzer Werner Stauffacher ist gemäß unserer Befreiungstradition der kluge und abwägende Staatsmann, der Lehrer seines Volkes auch, der aufklärt über das Herkommen und über das geltende Recht, über die außenpolitische Lage und die militärischen Möglichkeiten. In vielen Einzelgestalten, in Melchtal zum Beispiel und in Rudenz, verkörpert sich die Idee eines kämpferischen, fast landsknechthaften Wehrwillens. In der Gestalt Wilhelm Tells aber ballen sich, wie niemand so schön dargestellt hat wie Meinrad Inglin («Die Sendung»), die urtümlichen Kräfte des Volkes zusammen.

In gleicher Weise bedeutet die nationale Erziehung – dies haben meine Ausführungen aufzeigen wollen – Anstrengung auf drei verschiedenen Gebieten: In der Schule muß auf vertiefte Kenntnis unserer Einrichtungen und der Erscheinungen unserer Heimat hin gearbeitet werden. Die Armee muß ihre Anstrengungen in der Vorbereitung auf die psychischen Belastungen eines allfälligen Krieges intensivieren und den patriotischen Widerstandswillen des einzelnen Soldaten stärken. Im öffentlichen Leben schließlich darf man sich nicht scheuen, auch die symbolhaften, die gefühlsbetonten Formen zu pflegen.

Wilhelm Tell muß nicht im Vordergrund stehen, aber unser Land wird nur frei bestehen, wenn es als solches unser Herz anspricht – und es darf auch nicht so weit kommen, daß dereinst ein Schweizer sagt: «Wilhelm Tell? Nie gehört!»

«Unsere irdische Heimat», sagt Hugo Marti, «ist zwischen gewaltigen Mächten eingekeilt, eng und klein, und wer sie größer machen will, muß sie himmelwärts bauen, in das freie Reich des Geistes empor.» An diesem Bauwerk mitzuhelfen durch Mehrung der Kenntnisse, durch Stärkung der Widerstandskraft und durch den Appell an das Gemüthafte ist Aufgabe der nationalen Erziehung.